

Buchtipps des Monats März

Veronika Peters, Das Meer in Gold und Grau, Goldmann Verlag 2011, 288 Seiten, ISBN 3442311683

Palau ist der Name eines Inselstaates in der Südsee. Palau ist auch der Name eines kleinen Hotels an der holsteinischen Ostseeküste, benannt nach eben jenem Inselstaat, den Gottfried Benn in einem seiner Gedichte besang: „Rot ist der Abend auf der Insel von Palau“. So wie „Palau“ im Werk Benns für einen Raum steht, in dem das Neue, Andere, Unerwartete blüht und sich die besseren eigenen Möglichkeiten entfalten können, wird das kleine Hotel für eine junge Frau, Katia Werner, die 29-jährige Ich-Erzählerin in Veronika Peters Roman, zu dem Ort, an dem sie sich neu, anders erfährt und Perspektiven für ihre Lebensgestaltung gewinnt: „Ich erholte mich so gut von mir wie noch nie.“(162)

Katia Werners Lebensweg ist bisher nicht gerade idealtypisch verlaufen und hätte bei einem Klassentreffen, bei dem man sich an „Katia, unseren Kauz“ erinnert, bestenfalls die Chance, bespöttelt zu werden, „als hätten es alle schon immer geahnt, dass diese Katia es nicht bringen würde“(22). Sogar ihre beste Schulfreundin hatte sie als „borstiges Stachelschwein“(246) bezeichnet, in der Schule war sie auffällig durch Kleidung und Verhalten und deshalb Dauergast bei der Direktorin. Nach einer abgebrochenen Fotografenlehre lebte sie von verschiedenen Jobs und hat nun gerade ihren bisher besten und glücklichsten als Kindermädchen einer Bergedorfer Professorenfamilie verloren – fristlos gekündigt, als die Frau von Katias Verhältnis mit dem Professorengatten erfährt – eine im Nachhinein betrachtet ‚peinliche Affäre‘(92). Nun sieht es so aus, als würde sie an ihrem dreißigsten Geburtstag, wenn Frauen desselben Alters akademische Abschlüsse, ein bis zwei Kinder, Doppelhaushälften und Träume verwirklicht bzw. einige schon wieder aufgegeben haben, arbeitslos, alleinstehend und auf Wohnungssuche sein (vgl. 22).



In dieser Situation, den Besitz in fünf Kisten verpackt und bei jener besten Freundin untergestellt, erinnert sich Katia an eine ihr bisher unbekannte Tante, ‚vergessene‘ Halbschwester ihres Vaters, die das Hotel Palau an der Ostsee betreibt: „Eine Tante im Hotelgewerbe könnte interessant sein, unter Umständen eine Chance, dachte ich, Hauptsache, erst einmal weg von hier. Ursprünglich war es vielleicht ein Mangel an Alternativen, eine Verlegenheitslösung, eine Laune, wenn man so will, aber trotzdem: Ich habe sie mir ausgesucht.“(11). Tante Ruth entpuppt sich auf den ersten Blick als „eine sehr kleine, sehr schmale, offensichtlich sehr schlecht gelaunte Person“(33), die das Hotel gemeinsam mit ihrer Freundin Elisabeth, einer verwitweten Freifrau von Kroix, einer „schönen alten Dame“(33), führt. Das Palau entpuppt sich als „ein Gebilde, dessen Zeit bald abgelaufen sein könnte – reichlich Vergangenheit.“(141). Dafür stehen die individuellen, mit Antiquitäten und einigem Nippes eingerichteten Zimmer und die computerlose Buchführung. Stattdessen gibt es einen Karteikasten, wo sich für jeden einzelnen Gast eine Karte findet, auf der handschriftlich Essensgewohnheiten, Lektürevorlieben, Kleidungsstil und besondere Begebenheiten vermerkt sind. Verstorbene Gäste werden nicht aussortiert: „Wir heben sie alle auf, weißt du, zum Erinnern. Nichts Besonderes.“ (109). Nicht nur in der großen Bibliothek, sondern im ganzen Haus einschließlich der Gästezimmer sind Bücher verteilt, von Tante Ruth nach strengen, aber undurchschaubaren Kriterien ausgewählt. Deren Nutzung ist ausdrücklich erwünscht! Einem Gast kann es „geschehen, dass er bei seiner Rückkehr aufs Zimmer neben der erneuerten Flasche *Hella Mineralbrunnen* und dem aufgefüllten Körbchen Holsteiner Äpfel

einen Band mit Rilke-Gedichten, den *Schimmelreiter* oder *Asterix bei den Belgiern* findet, je nachdem...“(57), denn bisweilen bringt Ruth durch absichtliche Positionierung Mensch und Lektüre zusammen. Nach der Theorie des „palauschen Bücherkarussells“ werden Leser aber eigentlich von den Geschichten ergriffen, nicht umgekehrt, und so geschieht es nun auch Katia selbst, die vorerst für eine Nacht das Zimmer „Schwalbennest“ unter dem Dach beziehen darf. Hier liest sie in einer in Schweinsleder gebundenen Ausgabe der Grimm’schen Märchen und wird prompt ergriffen von dem Satz: *Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Musikanten gefiel’s aber so wohl darin, dass sie nicht wieder heraus wollten.*

Katia bleibt -„die Flüchtigkeit einer Hoteladresse, ohne Verpflichtung oder Arbeitsvertrag kann beruhigend wirken“(190)- und lernt das Palau, seine Bewohner und Gäste schätzen und die Tante, der sie auf den zweiten Blick so stark ähnelt, lieben. Sie wächst hinein in den Alltag eines Hotels, bewältigt die Anforderungen der Hochsaison und das Ausharren in der „Saure-Gurken-Zeit“, teilt die Sorgen um die wirtschaftliche Zukunft des Palau und entwickelt Ideen, um das Hotel vor dem Aus zu retten. Quasi nebenbei findet sie die Konturen ihres eigenen Lebens, entdeckt den Nachbarn Frank neu und das Fotografieren wieder. Ihre eigentliche Schulung über das Leben erfährt sie aber in der Begleitung der todkranken Tante. Ruth zitiert am Ende ihres Lebens aus einem weiteren Palau-Gedicht Gottfried Benns, „Die Stunde des sterbenden Blau“: „(...) die Stunde des sterbenden Blau“, immer wieder. Sie hatte nach meiner Hand gegriffen: ‚Katia, das Blau!‘ ‚Ist gut, Tante, wir finden die grünen Kleckse darin, die Inseln. Du brauchst keine Angst zu haben.‘“ (283)



Zugegeben, die Wahrheit, die der Titel des Romans andeutet und die sich in ihm entfaltet, ist nicht neu: Das Leben hat viele Facetten und ist wechselhaft wie das Wetter, bewegt wie das Meer - und vereint in der Summe vermeintlich Verschiedenes, Gold und Grau. Und doch hat es mir als Leserin gut getan, mit Katia in diesem merkwürdigen mit Katzen, Büchern und alten Leuten bevölkerten Hotel Palau (65) mit ihrem selbst geschlagenen Leck unverdient wohligh (40) zu stranden, vorerst zu bleiben „noch einen Tag und noch einen und noch einen“ (61) und ihren Weg von Grau über Gold bis hin zu Gold und Grau mitzuerleben. Es lohnt sich, die lebenswürdigen, kauzigen Bewohner des Palau immer besser kennen zu lernen; es macht Spaß, Katias „inneren Fortschritt“(106) zu bemerken: „Nix Stadtmusikant, ich bin jung genug, um neu anzufangen, notfalls sogar als Räuber“(102) und gleichzeitig ihre wachsende innere Verbindlichkeit festzustellen: „Mit mir wurde gerechnet, ich ließ mit mir

rechnen“(137). Am Schluss, als das Palau nach dem Tod der Tante bis auf die Grundfesten abgebrannt ist, verstehe ich Katias Bereitschaft, mit Frank weiterzugehen: „Komm, lass uns abhauen!“ (285): Sie kann gehen, weil sie bei sich angekommen ist. Das Meer in Gold und Grau – dieses Sehnsuchtsbild für erfülltes Leben klingt in mir nach und macht die Lektüre von Veronika Peters drittem Buch wertvoll.

Amrei Steinfort